



HAL
open science

Einleitung

Anne Baillot

► **To cite this version:**

| Anne Baillot. Einleitung. 2016. halshs-01251071

HAL Id: halshs-01251071

<https://shs.hal.science/halshs-01251071>

Preprint submitted on 8 Jan 2016

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.



Distributed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License



„Berliner Beiträge zu den Digital Humanities“, Einleitung Anne Baillot, Stand: 5. Januar 2016¹

Der vorliegende Band stellt Arbeitsergebnisse vor, die im Rahmen einer Förderung durch die Einstein Stiftung Berlin zwischen 2013 und 2015 erarbeitet wurden. Der Einstein-Zirkel Digital Humanities, dessen Fragen, Überlegungen, Analysen und Anregungen hier zusammengeführt werden, versammelte in dieser Förderzeit zwanzig ForscherInnen aus Berliner Hochschulen, Museen, Archiven, außeruniversitären Forschungseinrichtungen und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Bereits im Vorfeld der Förderung durch die Einstein Stiftung Berlin hatten diese zu einem informellen Zusammenschluss gefunden und sich regelmäßig über die digitalen Entwicklungen in der geisteswissenschaftlichen Forschung ausgetauscht. Mit der Förderung der Einstein Stiftung Berlin ging es ab dem Sommer 2013 darum, durch eine strukturiertere Vernetzung sowohl die Herausforderungen, denen die Digital Humanities in Berlin zu begegnen haben, auszuloten als auch die Öffentlichkeit auf das damit zusammenhängende Potential aufmerksam zu machen.² Der Einstein-Zirkel Digital Humanities hat sich die Stärkung, Strukturierung und Weiterentwicklung des Berliner Standorts im Bereich Digital Humanities explizit zum Ziel gesetzt, mit besonderem Augenmerk auf folgende Themenbereiche: Langzeitverfügbarkeit und -archivierung von Daten, Schnittstellenidentifizierung, Anwendung des Open Access-Prinzips, Tool- und Workflowentwicklung sowie Qualitätssicherungsmechanismen.³ In diesem Band ging es nicht zuletzt darum, diese Schwerpunkte systematisch darzustellen und zusammenzuführen.

Im prinzipiellen Fokus der von der Einstein Stiftung Berlin geförderten Forschungsarbeiten steht das Innovationspotential der Hauptstadt als wissenschaftlichem Standort. Diesem Leitgedanken ist die Struktur des Bandes geschuldet: Er stellt die Arbeitsergebnisse von zwei fruchtbaren Jahren des Austauschs dar; er spiegelt zugleich die Entwicklungen wider, die in diesen zwei Jahren im Bereich der Digital Humanities allgemein zu beobachten waren. Diese Entwicklungen – die einen wissenschaftlicher, die anderen politischer Natur – haben die Verhältnisse, unter denen digital arbeitende GeisteswissenschaftlerInnen in Berlin forschen, in der einen oder anderen Hinsicht verändert. Es ist somit das Ziel dieser Einleitung, nicht nur in die Themen der Kapitel und die dort zu findenden Beiträge einzuführen, sondern auch deren Bedeutung im Licht der neuesten wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Entwicklungen anschaulich zu machen.

Diese Einleitung bietet im ersten Teil zunächst einen Überblick über die Entwicklungen der Digital Humanities in Berlin im letzten Jahrzehnt mit besonderer Berücksichtigung der deutschlandweiten, nicht zuletzt wissenschaftspolitischen Entwicklungen. In einem zweiten Schritt wird darauf eingegangen, welche Aspekte geisteswissenschaftlicher Forschung von dem digitalen Wandel betroffen sind. Es werden Vorschläge gemacht, wie bestehende Spannungssituationen insbesondere im Berliner Kontext zu fruchtbaren Synergien und expliziten Schwerpunktsetzungen gemacht werden können, die für den gesamten Bereich der Digital Humanities Weichen stellen könnten. Im dritten Teil der Einleitung wird der Inhalt des Bandes dargestellt, vom Grundgedanken bis hin zur Kapitelgliederung. Jedes einzelne Kapitel wird im Laufe des Bandes von einer inhaltlichen Einleitung

¹ Für ihre kritischen und redaktionellen Bemerkungen zu dieser Einleitung seien Maxi Kindling, Anna Busch, Georg Schelbert, Claudine Moulin und Markus Schnöpf gedankt.

² Zum Förderformat „Einstein-Zirkel“, vgl. <http://www.einsteinfoundation.de/de/foerderung/einstein-zirkel.html>

³ Zu den Aktivitäten des Einstein-Zirkels Digital Humanities, s. <http://www.digital-humanities-berlin.de/>.



flankiert, die detaillierter auf die Bedeutung der einzelnen Beiträge im Kontext des jeweiligen thematischen Schwerpunktes eingeht.⁴

I. Be digital, Be Berlin, Be DH

I.1. DH und/vs. Geisteswissenschaften

Eine ganze Reihe von Lebens- und Wissenschaftsbereichen haben sich längst des Digitalen als einer fruchtbaren Kulturtechnik angenommen. In den Geisteswissenschaften hat sich der digitale Wandel noch nicht vollständig und gänzlich vollzogen, sondern er befindet sich noch, wenn nicht in seinem Entstehen, dann zumindest doch auf dem Weg zu einer Erneuerung, von der wir noch nicht wirklich wissen, wie sie letztlich aussehen wird.

Damit bleiben die Digital Humanities eine kaum greifbare Domäne in der Wissenschaftslandschaft. Sie sind keine Disziplin an sich und werden immer noch oft mit Infrastruktur oder elektronischer Literaturversorgung gleichgestellt. Schaut man über die Infrastruktur hinaus, so stellt sich heraus, dass die Digital Humanities wissenschaftliche Bereiche umfassen, sogar viele davon und darunter solche, die bislang kaum mit einander in Berührung kamen. Die Digital Humanities sind darüber hinaus durch Fragestellungen und Methoden charakterisiert, die teilweise in die Disziplinen gut integriert sind, sich aber teilweise nach wie vor mit dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit konfrontiert sehen.

Je nach geisteswissenschaftlicher Disziplin herrscht ein anderes Verständnis, eine andere Akzeptanz des Digitalen, und so pflegt jede geisteswissenschaftliche Disziplin unterschiedliche Akkulturationsstrategien, wenn es um das Digitale geht. Einige sehen die Vorteile des Rechenpotentials, andere das Potential der visuellen Rekonstruktionen, andere noch die medialen Wirkungsmöglichkeiten. Aber viele sehen vornehmlich eine Spielwiese, die von dem eigentlichen Forschungskern ablenkt. All diese Einstellungen verbergen sich unter dem Begriff der Digital Humanities, der nicht nur unterschiedliche Aspekte der geisteswissenschaftlichen Forschungsarbeiten beansprucht, sondern auch je nach Disziplin eine andere Rezeption erfährt. Es kursieren unter diesem Begriff Vorstellungen, Erwartungen, aber auch Abneigungen, die so schwierig zu fassen und zu diskutieren sind, dass es einer Herkulesaufgabe gleichkommt, den Begriff von nicht-zweckmäßigen Diskursschichten zu befreien und ihn zielführend einzusetzen.

Es ist eine zugegebenermaßen kaum zu bewältigende Aufgabe, nicht nur für das Digitale insgesamt zu stehen, sondern auch für alle Geisteswissenschaften zusammengenommen. Die inzwischen zwei Jahrhunderte alte Ausdifferenzierung der Geisteswissenschaften, die ihre eigenen, oft getrennten Wege gehen, wird sich nicht durch den magischen Einsatz eines Computers wieder zusammenführen lassen. Die disziplinären Unterschiede, wie wir sie aus den analogen geisteswissenschaftlichen Disziplinen kennen, lassen sich nicht eins-zu-eins in die Struktur der Digital Humanities überführen. Die Frage nach der internen Ausdifferenzierung in Subbereichen innerhalb der übergeordneten Kategorie der Digital Humanities ist keine einfach zu beantwortende. Eine Trennungslinie zwischen eher bildbezogenen Digital Humanities und eher textbezogenen Digital Humanities ließe sich zwar

⁴ Sechs von 15 Beiträgen in diesem Band wurden von Mitgliedern des Einstein-Zirkels Digital Humanities verfasst. Abstracts zu den Aufsätzen sowie Kurzviten aller BeitragsautorInnen sind am Ende des Bandes zu finden.



zeichnen. Aber es sind bezeichnenderweise momentan eher die Beziehungen zwischen beiden, die wissenschaftlich Konjunktur haben. Es ließe sich auch fragen, welchen Zweck eine solche Trennungslinie überhaupt hinsichtlich der Operationalisierung von wissenschaftlichen Erkenntnissen hätte.

Unabhängig davon, wie viele Strukturschichten man über die bestehenden Wissenschaftsstrukturen (Disziplinen, Fachkollegia, Lehrstuhlkategorien) legt, wie es derzeit mit den Digital Humanities passiert, diese werden immer nur oberflächliche Suprastrukturen bleiben, solange die einzelnen Disziplinen sich in ihrem jeweiligen, bestehenden Institutionalisierungsschema nicht systematisch und konkret damit auseinandergesetzt haben, welcher facheigene relevante Wandel ansteht. Dies gilt für die digitalen Potentiale in gleichem Maße wie für jede andere Form von Innovation auch. Die Disziplinen als komplexe wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Konstrukte sind in unterschiedlichem Maße bereit, Impulse anzunehmen. Und so halten nicht alle geisteswissenschaftlichen Fächer in ihrer Aneignung digitaler Methoden und Fragestellungen mit der Linguistik oder der Archäologie Schritt, zwei Disziplinen, die sich bereits seit mehreren Jahren bzw. Jahrzehnten im digitalen Bereich bewegen und eigene Maßstäbe dafür entwickelt haben.

Es hängt nicht zuletzt von der Datenaffinität der jeweiligen Fächer ab, wie früh und wie schnell sich diese bereit zeigen, ihre Forschungskorpora tatsächlich im Sinne von Daten aufzufassen und ihre wissenschaftliche Arbeit dadurch anzureichern. Mitnichten geht es bei den Digital Humanities nur um das Auffassen von Forschungsgegenständen als Daten. Dennoch ist die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit einer solchen wissenschaftlichen Anschauung eine wichtige Hilfestellung zur Berücksichtigung einer Denkweise, in der digitale Erkundungsmöglichkeiten – selbst in den Geisteswissenschaften – ihren Platz haben.⁵

3

I.2. Digital Humanities, Deutsch: Digitale Geisteswissenschaften

Deutschlandweit haben sich die Digital Humanities bis in die 2010er Jahre hinein vorrangig in der Form von Kompetenzzentren (mit geographischen Schwerpunkten in Trier, Köln, Göttingen, Würzburg)⁶ etabliert. Die nationale Infrastrukturförderung (DARIAH, CLARIN)⁷, eingebettet in noch übergeordnetere, europäische Strukturen, hat ihrerseits zur Verstärkung der Unschärfe in der Handhabung der disziplinären Grenzen im Bereich der Digital Humanities beigetragen. In diesem Zusammenhang entstanden in den 2010er Jahren Programme der bundesweiten Förderung. Insbesondere wurden hoch dotierte, neue Digital-Humanities-Zentren ausgeschrieben, die eine verschärfte thematische Profilierung voraussetzten.⁸ Sowohl die dadurch notwendig gewordene

⁵ Auf die „Datafizierung der Forschung“ geht Ben Kaden in seinem Beitrag in diesem Band genauer ein.

⁶ Vgl. in Trier: <http://kompetenzzentrum.uni-trier.de/de/>; Köln: <http://www.cceh.uni-koeln.de/>; Göttingen: <http://www.gcdh.de/en/>, an der Universität Würzburg lehrstuhlgebunden: <http://www.germanistik.uni-wuerzburg.de/lehrstuehle/computerphilologie/startseite/>. Bereits die Bezeichnung dieser drei Zentren weist auf die schwankende Terminologie hin, die auch im Infrastrukturbereich zu verzeichnen ist: Es ist entweder von Digital Humanities oder von eHumanities die Rede, worunter sowohl „elektronisch“ subsumiert werden kann als auch alle Entwicklungen aus dem Bereich der „enhanced“ Forschung.

⁷ Bei DARIAH und CLARIN handelt es sich um europaweite Forschungsinfrastrukturen (<https://www.dariah.eu/>, <http://clarin.eu/>), die jeweils eine starke Sub-Infrastruktur in Deutschland aufweisen (<https://de.dariah.eu/>, <http://www.clarin-d.de/de/>)

⁸ Zur herausragenden Rolle der Infrastrukturförderung, vgl. die programmatische Erklärung des BMBF: <https://www.bmbf.de/de/informationsinfrastrukturen-745.html>; 2013 geförderte e-Humanities-Zentren:



disziplinäre Profilierung der untereinander konkurrierenden Digital-Humanities-Zentren als auch die vervielfachten Ausschreibungen von Digital-Humanities-Professuren⁹ rückte die disziplinäre Verortung in den Fokus, ohne jedoch zu einer merklichen Entwicklung in den betroffenen geisteswissenschaftlichen Fachbereichen beizutragen. Der/Die Digital Humanist wird in der Regel noch als ein technisches Faktotum verstanden, das den wissenschaftlich-kulturellen Hintergrund einer Geisteswissenschaft mitbringt.

Aber Digital-Humanities-Professuren sind nicht der einzige Weg, um digitale Kompetenz in die Geisteswissenschaften zu integrieren. Andersherum ist es sehr wohl möglich, im Rahmen einer planmäßigen geisteswissenschaftlichen Professur (oder eines Verbundvorhabens) digitale Kompetenz mit einzuwerben. Wirft man jedoch einen Blick auf die Ausschreibungen von geisteswissenschaftlichen Lehrstühlen, so muss man feststellen: Die angeforderten digitalen Kompetenzen sind von Disziplin zu Disziplin sehr verschieden bzw. in einigen Disziplinen nach wie vor inexistent. Die Kluft zwischen den Fächerkulturen und ihrer (Nicht-)Akzeptanz des Digitalen einerseits und den ganz oder teilweise infrastrukturell angelegten Digital-Humanities-Clustern andererseits ist damit noch lange nicht überwunden. Der 2012 gegründete Verband „Digital Humanities im deutschsprachigen Raum“¹⁰ versucht zwar, diese Heterogenität der disziplinären Hintergründe durch Community Building aufzufangen. Auch da kommt es allerdings zu Spagatübungen, so vielfältig ist die beteiligte wissenschaftliche Gemeinschaft.

I.3. Die Entwicklung der Digital Humanities in Berlin

4

Auf der Folie dieser nationalen Entwicklungen¹¹ ist die Berliner Situation, wie sie sich im letzten Jahrzehnt entwickelt hat, zu lesen. Während sich in (teilweise kleineren) Universitätsstädten Kompetenz- bzw. eHumanities-Zentren etablierten, setzte die Berliner Beschäftigung mit Digital Humanities an einzelnen Institutionen (bzw. Einzelpersonen) ein und an,¹² und nicht im Verbund der Wissenschaftseinrichtungen. Dadurch wurden spezifische Schwerpunkte gesetzt, an erster Stelle den des entschiedenen Einsatzes für Open Access. Unterstreichen nicht alle im digitalen Bereich Tätigen mit ausgeprägter Vorliebe, dass in der Hauptstadt einer der wichtigsten Meilensteine in der weltweiten Open-Access-Strategie entstand und unterschrieben wurde?¹³ Die *Berlin Declaration On Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities* wird gerne zitiert, indem der Akzent auf „Berlin“ gesetzt wird.

Als es 2013 darum ging, das zehnjährige Jubiläum der *Berlin Declaration* zu feiern, musste festgestellt werden, dass auch in Berlin nicht alle Versprechen gehalten wurden, die unterschrieben worden

http://www.pt-dlr-gsk.de/media/PM_Verbundprojekte_ehum_Foerderlinie_2.pdf; die 2014 geförderten e-Humanities-Zentren sind zum heutigen Tag nicht online präsentiert zu finden.

⁹ An den Universitäten Passau, Darmstadt, Köln, Göttingen, Stuttgart. Dazu zu rechnen ist ebenfalls die Alexander-von-Humboldt-Professur von Gregory Crane in Leipzig. Im deutschsprachigen Ausland sind ähnliche Ausschreibungen ebenfalls zu verzeichnen (Bern, Graz, Wien).

¹⁰ Vgl. <http://www.dig-hum.de/>.

¹¹ Ich verzichte hier darauf, den größeren internationalen Rahmen ausführlich darzulegen. Die Verbände EADH (<http://eadh.org/>) auf europäischer Ebene und ADHO auf internationaler Ebene (<http://adho.org/>) begleiten diese Entwicklungen seit vielen Jahren.

¹² Allen voran das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte: <https://www.mpiwg-berlin.mpg.de/>.

¹³ Vgl. <http://openaccess.mpg.de/Berlin-Declaration>



waren.¹⁴ Auch die neuen UnterzeichnerInnen des Jahres 2013 – darunter einschlägige Akteure aus dem Bereich des Kulturerbes –¹⁵ tun dies in dem Bewusstsein, dass die Umsetzung der in der Erklärung formulierten Ziele nicht nur eine Frage des guten Willens ist, sondern an Grenzen stößt: darunter rechtliche, wirtschaftliche – und Reputationsgrenzen. Open Access bedeutet eine Umverteilung der Kosten und der Aufgaben, und damit eine Infragestellung von etablierten Arbeitsgängen, Beziehungen und Hierarchien. Diese Umverteilung in einer nach wie vor ungeklärten Rechtslage hat sich als so komplex erwiesen, dass selbst die ErstunterzeichnerInnen nach zehn Jahren die Zielvorgaben für den offenen Zugang zu wissenschaftlichem und kulturellem Wissen bei weitem nicht umfassend und systematisch erreicht haben.

Aus der Feststellung dieser Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit entstand die Idee zur Umfrage, die den Kern des Open-Access-Kapitels in diesem Band ausmacht. Wo stehen die Berliner Wissenschaftseinrichtungen heute strategisch, wenn es um die Vision und die Umsetzung von Open Access geht? Die Einberufung einer einschlägigen Arbeitsgruppe durch den Berliner Senat 2015¹⁶ zeigt, dass die Frage nach dem digitalen Zugang zu Kulturerbe und Forschungsergebnissen auch in Zukunft ein Schwerpunkt im digitalen Profil der Hauptstadt bleiben soll.¹⁷ In dieser Sache lohnt also das kritische Hinterfragen des Verhältnisses zwischen Absichtserklärungen einerseits und Umsetzungsoptionen und -hürden andererseits. Im Kapitel zu Open Access in diesem Band werden die damit zusammenhängenden Fragen informationswissenschaftlich und unter Berücksichtigung der verschiedenen Perspektiven von Forschenden, LeiterInnen von Forschungsinstitutionen sowie der InfrastrukturanbieterInnen beleuchtet.

Aber Berlins Handlungsspielraum im Bereich der Digital Humanities geht 2015 über die Umsetzung des offenen Zugangs zu digital verfügbaren Beständen aus der Kunst und der Wissenschaft hinaus. Es werden nun gezielt Wissenschaftsbereiche gefördert, die durch den Einsatz digitaler Methoden – und mit Hoffnung auf wirtschaftliche bzw. gesellschaftliche Auswirkungen – das Innovationsprofil der Hauptstadt schärfen können.¹⁸ Im wettbewerbsstarken Kontext von Forschung zu computergesteuerten Autos, Kleidungsstücken oder Feuerwehrausstattungen ist es jedoch keine geringe Herausforderung, die Digital Humanities auch als zukunftssträchtig zu etablieren.

Einzelne mit den Digital Humanities zusammenhängenden Aspekten wurden in gezielten Initiativen aufgefangen, sodass man heute in Berlin mit einem geschärften Bewusstsein für spezifische Fragestellungen – insbesondere im Infrastrukturbereich – rechnen kann. Der seit 2013 etablierte interdisziplinäre Forschungsverbund Digital Humanities Berlin (ifDHB)¹⁹ setzt sich an prominenter Stelle für die Etablierung eines Datenzentrums ein, das die Langzeitarchivierung von Daten für die in der Hauptstadt angesiedelten geisteswissenschaftlichen Vorhaben sichern oder zumindest erleichtern soll.²⁰

¹⁴ Vgl. „Mission statement“ nach 10 Jahren: http://openaccess.mpg.de/mission-statement_en .

Herausgearbeitet wurden die damit zusammenhängenden Herausforderungen im Rahmen der „Berlin11“-Konferenz: <http://openaccess.mpg.de/Berlin11> .

¹⁵ Vgl. insbesondere die Unterzeichner von November 2013: <http://openaccess.mpg.de/319790/Signatories>

¹⁶ Zur Zusammensetzung der Arbeitsgruppe, vgl. <https://www.berlin.de/sen/bjw/service/presse/pressearchiv-2015/pressemitteilung.313819.php>.

¹⁷ Vgl. die Pressemitteilung zu Open-Access-Strategie:

<https://www.berlin.de/rbmskzl/aktuelles/pressemitteilungen/2015/pressemitteilung.384964.php>.

¹⁸ Vgl. die 10-Punkte-Agenda: <http://be-digital.berlin/agenda/> .

¹⁹ Vgl. <http://www.ifdhberlin.de/>

²⁰ <http://www.ifdhberlin.de/arbeitsfelder/memorandum/>



Das Wachstum von Strukturen und der Ausbau einer strategischen Planung in einem breiteren, gesellschaftsrelevante (und wirtschaftsfördernde) Dimensionen berücksichtigenden Rahmen können jedoch die Tatsache nicht verbergen, dass es der Hauptstadt und ihren Einrichtungen nicht gelungen ist, eine nationale Förderung für ein wie auch immer geartetes Digital-Humanities-Zentrum zu ergattern. Indessen stehen wir 2015 in Berlin an der Schwelle zu einer neuen wissenschaftspolitischen Phase.²¹ Die Karten (finanzieller, politischer Art) wurden in den letzten Jahren neu gemischt und verteilt, ohne dass sich die Digital Humanities in Berlin, einer Reihe von beachtlichen Einzelinitiativen zum Trotz,²² als Forschungsbereich eindeutig profiliert hätten.

Vielleicht ist diese unentschiedene Situation zu einem Zeitpunkt, wo sich der gesamte Bereich deutschlandweit in einer selbstdefinitiv kritischen Phase befindet, genau richtig, um einen Versuch zu wagen, sich aus der Spannung zwischen konservativen Fachkulturen und einengenden wirtschaftlichen Anforderungen herauszulösen. Nicht ganz einfach zu beantworten ist die Frage, wie ein solcher Versuch aussehen könnte, der sowohl von der spezifischen, historischen Berliner Situation, wie sie eben kurz umrissen wurde, ausgeht, als auch womöglich neue Wege zu denken bereit ist, die insbesondere in der Hauptstadt fruchtbare Synergien schaffen könnten.

Dieser Band trägt zur Beantwortung dieser Frage bei, indem er einen Überblick über den jetzigen Stand in relevanten Forschungsbereichen bietet und dabei die Porosität zwischen methodischen, technischen und epistemischen Fragen immer in den Mittelpunkt setzt. So geht es hier nicht darum, eine Geisteswissenschaft namens Digital Humanities entscheidend neu zu definieren, sondern darum, die heutigen geisteswissenschaftlichen Praktiken zu reflektieren sowie den Wandel, den diese unter den digitalen Forschungsbedingungen durchmachen.

6

II. Disziplinäre Verortung

Auch wenn die Definition von Digital Humanities hier nicht im Mittelpunkt steht,²³ ist es für das Verständnis der Beiträge in diesem Band unerlässlich insbesondere die unterschiedlichen Ebenen deutlich zu machen, auf denen die Digital Humanities verortet werden können.²⁴ Dadurch wird es auch möglich, Schwerpunkte für ihre Entwicklung zu setzen, wie die folgenden Seiten zeigen sollen.

Drei Dimensionen der Digital Humanities werden in der Regel als ihre Hauptcharakteristika betrachtet:

²¹ Auf die wissenschaftspolitische Dimension der Digital Humanities gehen die Beiträge von Ulla Tschida und Jana Klawitter in diesem Band ein.

²² Eine Reihe dieser Berlin-basierten oder –teilbasierten Vorhaben werden in den diversen Erfahrungsberichten in diesem Band vorgestellt (DM2E im Kapitel „Open Access“, CENDARI und ifDHb im Kapitel „Berliner Sonderbeiträge“)

²³ Sie macht einen wichtigen Bestandteil folgender Referenzbeiträge aus: Kirschenbaum, 2010 (<https://mkirschenbaum.files.wordpress.com/2011/03/ade-final.pdf>); Schreibman et al., 2004 (<http://www.digitalhumanities.org/companion/view?docId=blackwell/9781405103213/9781405103213.xml&hunk.id=ss1-1-3>, revidierte Neuauflage 2016); im deutschsprachigen Bereich Sahle, 2015 (http://zfdg.de/sb001_004). Zweckgebunden auch die Definition vom Verband Digital Humanities im deutschsprachigen Raum: <http://www.dig-hum.de/digitale-geisteswissenschaften>. Der Beitrag von Georg Schelbert in diesem Band geht ebenfalls auf die Geschichte der Digital Humanities ein.

²⁴ Eine Reihe von Beiträgen in diesem Band geht genauer auf die Frage nach der Definition oder zumindest der Bestimmung des disziplinären Feldes ein, indem sie genauer spezifiziert und reflektiert wird (vgl. Roth, Müller-Birn, Kaden in diesem Band).



- 1) die Anwendung von computergestützten Methoden,
- 2) die Entwicklung von spezifischen Fragestellungen (und ihren Antworten) und
- 3) eine Philosophie der wissenschaftlichen Kommunikation.

Während ein Teil der wissenschaftlichen Gemeinschaft, die sich als VertreterInnen der Digital Humanities versteht, alle drei Aspekte für zentral und miteinander zusammenhängend hält, gibt es auch solche Digital Humanists, die bewusst nur eine Dimension für sich beanspruchen. Sie wenden computergestützte Methoden an, teilen aber ihre Ergebnisse der wissenschaftlichen Gemeinschaft nach analogen Schemata, in PayWall-geschützten Printzeitschriften oder Monographien mit. Oder sie setzen – womöglich sehr komplexe – Computermethoden ein, um bestimmten, oft länger bekannten Fragestellungen nachzugehen, ohne an der Entwicklung von spezifisch digitalen Fragestellungen interessiert zu sein. Oder aber sie nutzen digitale Medien um Ergebnisse darzustellen, die ohne den Einsatz des Computers (oder etwa nur mithilfe von gängigen Textverarbeitungsprogrammen) entstanden sind.

Diese Beispiele zeigen, dass eine Verständigung über den Inhalt der drei zentralen Dimensionen der Digital Humanities und ihrer Beziehungen zueinander nicht vorausgesetzt werden kann, sondern eine Artikulierung braucht. Aber zuerst muss auf einen anderen Aspekt eingegangen werden, der als Vorstufe zur Erläuterung dieser drei Dimensionen noch der Erörterung bedarf: die Digitalisierung, insbesondere sofern sie auf Forschungsgegenstände bezogen wird.²⁵

II.0. Digitalisierung: Text als Daten?

Die Digital Humanities werden gelegentlich mit „Digitalisierung“ gleichgesetzt und geraten dadurch besonders schnell in Verruf, wenn es um wissenschaftliche Standards geht. Bei der hier gemeinten Digitalisierung handelt es sich, insbesondere in Bezug auf textuelle Ressourcen, um einen Medienwechsel vom Analogen zum Digitalen, der allerdings vorrangig auf der Ebene der digitalen Abbildung erfolgt und nur begrenzt die Frage nach der textlichen Qualität von Daten aufgreift, die für das Verständnis der Tragweite der Digital Humanities doch von zentraler Bedeutung ist. Eine digitale Abbildung (unabhängig davon, ob es sich um ein Gebäude, einen Text oder ein Musikstück handelt) ermöglicht per se so gut wie keine Forschung. Damit ist Digitalisierung an und für sich nur ein Randgebiet dessen, was die Digital Humanities ausmacht.

Digitalisierungsprozesse werden jedoch in der Regel nicht als Vorhaben um ihrer selbst willen durchgeführt, sondern sie sind begleitet von Anreicherungsverfahren, die diese digitalen Reproduktionen auffindbar, lesbar und auswertbar machen. Da Computerverfahren textbasiert sind, verlangt es also das Zusammenführen der digitalen Daten von Objekten, Bildern oder sonstigen Sachverhalten mit Textinformation, damit die durch Digitalisierung generierten Bilder erforschbar werden.²⁶ Bereits an dieser Stelle setzen Forschungsinfrastrukturen und Fragen des Forschungsdatenmanagements an. In welcher Form Quellen (welcher Art auch immer) online durchsuchbar gemacht werden, bestimmt nämlich zu einem gewissen, nicht unerheblichen Grad,

²⁵ An dieser Stelle geht es also nicht um „Digitalisierung“ im allgemeinen Sinne, die beispielsweise ebenfalls Forschungsprozesse im digitalen Raum einschließen würde.

²⁶ Auf den damit zusammenhängenden Vorrang von Text über Bild im digitalen Bereich geht Georg Schelbert in seinem Beitrag in diesem Band ein.



welche Art von Forschung in einem späteren Schritt anhand dieser Quellen durchgeführt werden kann. Formate und Standards, die es überhaupt ermöglichen, digitale Ressourcen miteinander computergestützt in Verbindung zu setzen, können zwar nicht per se als Forschung gelten, aber die computergestützte Forschung ist auf sie angewiesen, um sich entfalten zu können. Insofern spielen sie eine für die Forschung zentrale Rolle.

Auch die Verfügbarkeit der Quellen hängt von Fragen der Formate und Standards ab. Die mit dieser auf den ersten Blick harmlosen Sammlungstätigkeit zusammenhängenden Herausforderungen gehören zu denjenigen, denen in der öffentlichen Debatte die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Digital Humanities werden meist vorrangig für die „Datengräber“ angeprangert, die sie zurück lassen. So werden die in Datenbanken und Editionen investierten Millionen häufig moniert, wenn die mit neuen Standards inkompatibel gewordenen Datenbanken nicht mehr nutzbar oder online erreichbar sind. Gegner der Digitalisierung bringen hier häufig das Argument, dass der finanzielle Aufwand besser in andere (meint: Print)Formate investiert worden wäre.

Es ist eine Frage des (wissenschafts)politischen Willens, die Haltbarkeit von Forschungsdaten einzufordern und mit ausreichenden finanziellen Mitteln zu versehen, und dies obwohl die Sichtbarkeit der damit zusammenhängenden Forschungsergebnisse nur begrenzt öffentlichkeitswirksam sein wird. Selbst bei den GeisteswissenschaftlerInnen werden Digitalisierungs- und Archivierungsmaßnahmen in der Regel als Geld- und Energieverlust wahrgenommen. Digitalisierungsaufgaben im Sinne einer Verfügbarmachung von digitalen Daten nehmen in der akademischen Werteskala einen auffällig niedrigeren Platz ein, der durch die Trennung von Forschungsaufgaben einerseits und Infrastrukturbereich andererseits schwer aufzufangen ist – und vermutlich noch eine Weile bleiben wird.²⁷

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fordert die wissenschaftlichen Gemeinschaften explizit zu entsprechendem Handeln auf und macht die Erstellung von Datenmanagementplänen zu einer Voraussetzung für die Bewilligung eines Forschungsprojekts.²⁸ Diese DFG-Richtlinien werden zwar immer noch kritisiert bzw. als eine Einschränkung der wissenschaftlichen Freiheit angesehen. Sie sind aber ein nicht nur ein symbolischer, sondern auch ein effektiver Schritt um der Versuchung der schnellen Digitalisierung zu widerstehen. Digitale Ergebnisse lassen sich nämlich unter Leistungsdruck vergleichsweise schnell erzeugen. Aber die schnelle Zeigbarkeit von digitalen Ergebnissen geht oft auf Kosten der Weiterverwendbarkeit und Stabilisierung dieser Ergebnisse für die Zukunft.²⁹ Dabei kommt es der Forschung auf stabile, digitale Bestände an.³⁰ Erst auf einer solchen Grundlage können sich die unterschiedlichen Dimensionen der Digital Humanities als Forschungspraktiken entfalten, die nun im Folgenden in drei Schritten dargestellt werden.

²⁷ Die Diagnose, dass eine Neuaufwertung notwendig wäre, wurde bereits formuliert. Problematischer in der Umsetzung sind die Maßnahmen, die für eine Kurskorrektur anfällig sind (vgl. dazu die im Beitrag von Ulla Tschida in diesem Band kommentierten Empfehlungen des Wissenschaftsrats).

²⁸ Vgl. die DFG-Richtlinien zum Umgang mit Forschungsdaten:
http://www.dfg.de/foerderung/antragstellung_begutachtung_entscheidung/antragstellende/antragstellung/nachnutzung_forschungsdaten/.

²⁹ Nicht zuletzt wegen der Brisanz der Frage gilt es, über die Langzeitarchivierung von Daten hinaus ihre Langzeitverfügbarkeit anzustreben, was natürlich wesentlich kostspieliger ist bzw. deren (künftige) Kosten teilweise nicht berechenbar sind.

³⁰ Dieses gilt genau sowohl für digital born-Quellen, d. h. Gegenstände der Forschung, die nicht einem Digitalisierungsprozess unterworfen wurden, sondern erst digital entstanden sind. Auch dies ist eine Herausforderung, da das Spiel mit vorhandenen/verschwindenden Elementen bei digitalen Kunstwerken (auch Literatur) oft eine wichtige Rolle spielt.



II.1. Digital Humanities als ein Set von Methoden

Die erste dieser Dimensionen ist die der *Methodik*. Unter Digital Humanities lässt sich ein Set von Methoden subsumieren, die den Einsatz von Computern voraussetzen und auf die Grundlage von digitalen Datenerfassungsformaten angewendet werden können. Bezogen auf die in den Naturwissenschaften computergestützt durchgeführten Analysen werden diese Methoden auf vergleichsweise kleine Datensätze angewendet. Aus der Perspektive einer weitestgehend auf Fallbeispielanalysen basierenden Forschungspraxis, wie sie in den Geisteswissenschaften üblich ist, handelt es sich aber um die Auswertung einer vergleichsweise großen Menge an Informationen. Je nachdem, von wo man darauf blickt, ist das Verhältnis beinahe proportional umgekehrt: Wo die einen kleine Datenmengen sehen, sehen die anderen große – bei einer objektiv identischen Informationszusammensetzung.

In der Praxis genießen quantitativ angelegte Methoden derzeit im deutschsprachigen Raum ein besonderes Ansehen.³¹ Kaum ein Aufsatz oder Beitragsvorschlag, der nicht mit einem Bezug auf Morettis *Distant Reading*³² beginnen würde – die Tendenz ist ebenfalls auf internationaler Ebene zu verzeichnen, wobei Latour im französischsprachigen Raum ebenfalls eine ähnliche Referenzstelle einnimmt.³³ Quantitative, digitale Methoden in den Geisteswissenschaften rezipieren die Entwicklungen in der Informatik, insbesondere im Bereich des maschinellen Lernens, allerdings mit einem gewissen Verzug – diese Schnittstelle mit dem Bereich des maschinellen Lernens könnte mit Sicherheit anhand von einschlägigen Kooperationen für die Digital Humanities fruchtbar ausgebaut werden. Dafür ist eine Verständigung beider KooperationspartnerInnen, der Geisteswissenschaften und der Informatik, darüber, was die Aussagekraft der Daten ausmacht, von zentraler Bedeutung. Eine kleine Quantität an Grundtext (ein literarisches Werk zum Beispiel) kann, wenn er extrem tief annotiert ist, von der Informationsmenge her mindestens so viel hergeben wie hundertmal so viel Seiten an schlechtem OCR.³⁴

Die Prinzipien, nach denen eine textuelle Quelle annotiert wird,³⁵ bilden eine Art Vor-Definition der in einem Folgeschritt anhand von (informatischen, statistischen) Methoden realisierbaren Untersuchungsoptionen. Insofern ist es sinnvoll, bei der Anwendung von digitalen Methoden auf geisteswissenschaftliche Korpora schon im Moment der Entwicklung der Annotation die ExpertInnen heranzuziehen, die für eine großskalige Auswertung eben dieser Annotation die besten Verfahren einsetzen können. Zwei Wege sind denkbar, um diese Voraussetzung zu erfüllen: Entweder der/die

³¹ Zu quantitativen Verfahren im Allgemeinen bleibt das Werk von Matthew Jockers, *Macroanalysis – Digital Methods and Literary History*, 2013.

³² Franco Moretti, *Distant Reading*, 2013. S. auch die vorangehende Studie *Maps, Graphs and Trees*, 2005 und allgemeiner die Pamphlets des Stanford Literary Lab: <http://litlab.stanford.edu/pamphlets/>, wovon die Nr. 1, 2, 5 und 6 von Moretti (mit)unterzeichnet sind.

³³ Insbesondere: Bruno Latour, *Enquête sur les modes d'existence*, 2012; seit 2014 in deutscher Übersetzung verfügbar unter dem Titel: *Existenzweisen. Eine Anthropologie des Modernen*. Die Kritik an Latour wird allerdings immer lauter; vgl. neuerdings: <http://www.boiteaoutils.info/2015/06/latour-humanites-numeriques/>.

³⁴ Die Fortschritte im Bereich der Optical Character Recognition (und in geringerem Masse der Optical Manuscript Recognition) der letzten Jahre sind unleugbar, aber sie sind immer noch nicht mit manueller Texterfassung nicht vergleichbar.

³⁵ Dies gilt genauso für auf Bildbestände bezogene Metadaten, die ebenfalls aus Text bestehen und unterschiedlich genau/komplex sind.



Digital Humanist bildet sich bzw. seine/ihre MitarbeiterInnen soweit aus, dass er/sie auch die computergestützte Auswertung selbst bewerkstelligen und das ausgesuchte Korpus modellieren kann oder aber es entsteht in der Frühphase des Vorhabens eine interdisziplinäre Arbeitsteilung, bei der der Erfolg auf einer harmonischen Verständigung beider Kompetenzsphären beruht. Dies gilt nicht nur für solche Methoden wie das Topic Modeling³⁶ oder weitere, etwa in Stilometriearbeiten eingesetzte Verfahren,³⁷ sondern auch für die inzwischen populär gewordenen Methoden der Datenvisualisierung, bei denen zwar Standardtools zur Verfügung stehen, diese aber nur begrenzt zu neuen geisteswissenschaftlich interessanten Erkenntnissen führen. Anhand von allgemeinen Algorithmen lässt sich nur selten die Komplexität und Ausnahmekonstellation des Einzelfalls so herausarbeiten, dass wirklich neue Erkenntnisse bei der Visualisierung herauskommen. Wenn es doch dazu kommt, dann liegt es nicht selten daran, dass die WissenschaftlerInnen, die diese Ergebnisse erreichen, auch solche sind, die imstande sind, die Algorithmen nachzuvollziehen, nach denen etwa die Visualisierungstools funktionieren – d. h. dass sie nicht bloße NutzerInnen der Oberfläche dieser Tools sind, sondern schon deren Mechanismen selbst mitgestalten (in Form von Plug-In-Entwicklungen zum Beispiel).³⁸ Dies ist ohne eine solide informatische Ausbildung nicht denkbar.

Wer sich als eine(n) Digital Humanist versteht, der/die quantitativ arbeitet und entsprechende Forschungsergebnisse erzielt, hat also die Wahl zwischen zwei methodischen Optionen: Entweder die Ausbildung zum (Hobby-)Machine Learner oder die Entwicklung zum/r professionellen interdisziplinären KooperationspartnerIn. In beiden Fällen ist der Zeitaufwand mit den Ansprüchen einer akademischen Laufbahn kaum zu vereinbaren und die Anzahl der kompetenten WissenschaftlerInnen, die in diesem Bereich beratend zur Seite stehen können, ist nach wie vor begrenzt.

Zwei Komponenten sind für die Dimension der Methodik von besonderem Interesse und womöglich auch zukunftsweisend. Die erste ist die juristische Komponente. Die zukünftige Urheberrechtsgesetzgebung, nicht zuletzt die europäische, wird von entscheidender Bedeutung für die Auswahl der Untersuchungsobjekte und die Möglichkeiten ihrer Verarbeitung sein. Nach derzeitigem Stand ist insbesondere das Text- und Data-Mining problematisch.³⁹ Inwieweit in solchen Fällen das deutsche Urheberrecht gilt, ist nicht immer einfach zu ermitteln, da Online-Inhalte per Link und Klick keine klaren geographischen Grenzen kennen. Insofern machen rechtliche Fragen einen forschungsermöglichenden bzw. -einschränkenden Faktor aus, der einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung dieser Dimension der Digital Humanities haben wird.

Die zweite Komponente betrifft die derzeitige Aufwertung von quantitativ-statistischen Auswertungen und die damit zusammenhängende verschärfte Trennung von Annotations- und Auswertungstätigkeit, und damit von Edition und Interpretation, als zwei getrennten Bereichen auch

³⁶ Insbesondere seit den wegweisenden Arbeiten von David Blei 2002 hat sich ein ganzes Spektrum an Methoden und Studien verbreitet. Allgemein dazu, s. Blei & Lafferty, „Topic Models“, 2009 (<http://www.cs.columbia.edu/~blei/papers/BleiLafferty2009.pdf>)

³⁷ Auch da setzen die ersten Referenzarbeiten 2002 mit Burrow's Delta ein (John Burrow, „Delta: A Measure of Stylistic difference and a Guide to Likely Authorship“, in: LLC, 2002(17); vgl. <http://llc.oxfordjournals.org/content/17/3/267.abstract>).

³⁸ Genau das zeigen die Arbeiten von Martin Grandjean (<http://www.martingrandjean.ch/>) sowie diejenigen der Gruppe der Historical Network Research (<http://historicalnetworkresearch.org/>), darunter die von Marten Düring.

³⁹ Vgl. dazu den Beitrag von E. Steinhauer in diesem Band.



der Digital Humanities.⁴⁰ Dabei macht ein fruchtbares Verhältnis zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren den eigentlichen Kern des Erkenntnispotentials aus, den man sich davon erhoffen kann. Insbesondere von der Methodik her gedacht ist die Trennung zwischen beiden fatal; vielmehr sollte gelten, sie zusammen zu denken und sich dabei nicht ausschließlich an Big Data zu orientieren, sondern auch, und womöglich bevorzugt, wenn es um genuin geisteswissenschaftliche Fragestellungen geht, an Smart Data.⁴¹

II.2. Digitale Fragestellungen

Dies setzt aber eine klare Vorstellung der zu beantwortenden wissenschaftlichen Fragen voraus, die mit Hilfe dieser Methoden anzugehen sind, und so kommen wir zur zweiten Dimension: Digital Humanities, insofern als sie durch *Fragestellungen* definiert sind. Geht es ihnen darum, alte Fragen mit neuen Methoden zu beantworten oder neue Fragen zu stellen?⁴² Stellt man die Alternative als ein solches Entweder/Oder dar, kann sie nur polarisieren. Aber um eine solche Alternative geht es in Wirklichkeit nicht, sondern vielmehr um das Hin und Her zwischen beiden. Im Mittelpunkt der Fragestellungen aus den Digital Humanities stehen einerseits alte Probleme und ihre mögliche digitale Umformulierung als auch ihre Beantwortung als eine sich auf weiterführende Reflexionen öffnende Tür, die andere Datenbestände, Methoden und Sichtweisen einzubinden ermöglichen kann. Eine digitale Fragestellung zu definieren ist insofern schwierig, als das damit zusammenhängende Forschungsziel im Laufe der Zeit nicht unbedingt gleich bleibt, sondern einer unter Umständen raschen Entwicklung unterworfen ist.

Einen Grund zur Irritation und zum Missverständnis macht darüber hinaus die Tatsache aus, dass solche Fragestellungen selten das Ziel haben, eine Deutungshoheit zu erobern, wie sie in analogen geisteswissenschaftlichen Untersuchungen den Kern der Veröffentlichungsstrategie ausmachen. Wer digital arbeitet, schreitet in kleinen Schritten fort, geht von Misserfolg und Nachjustieren von sich falsch erweisenden Annahmen und Korpusentscheidungen aus, macht Versuche und Experimente, spielt mit den Größenordnungen bis eine Hypothese zu einer These wird, die selbst dazu da ist, neuen Hypothesen den Weg zu bereiten. Das Vorgehen ist nicht linear, der Forschungsprozess kann sogar unter Umständen wichtiger sein als das Ergebnis selbst. Zwischenergebnisse können und sollen erreicht werden, aber der auf den Forschungsprozess insgesamt gesetzte Akzent entzieht die Validität und Brisanz von Forschungsergebnissen in den Digital Humanities zum großen Teil der Wahrnehmung durch die Mehrheit der GeisteswissenschaftlerInnen.

Die unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Disziplinen haben ein unterschiedliches Verständnis vom Verhältnis von Forschungsprozess und -ergebnis; einige lassen sich von solchen Verfahren nicht irritieren. Was diesen wie die Beschreibung eines standardwissenschaftlichen Verfahrens mit Hypothesenüberprüfung und -neubildung klingen mag, steht jedoch noch vielerorts im Widerspruch zum üblichen geisteswissenschaftlichen Forschungszyklus. Die gesamte digitale Forschungskette, von

⁴⁰ Vgl. dazu den Beitrag von Georg Schelbert in diesem Band.

⁴¹ Der Begriff wurde insbesondere von Christof Schöch geprägt; vgl. <http://journalofdigitalhumanities.org/2-3/big-smart-clean-messy-data-in-the-humanities/>.

⁴² Unter der Ägide einer solchen Alternative stand insbesondere die erste Konferenz des DHd-Verbandes in Passau 2014, mit dem (allerdings nicht ohne Selbstironie konzipierten) Titel: „Digital Humanities - methodischer Brückenschlag oder "feindliche Übernahme"? Chancen und Risiken der Begegnung zwischen Geisteswissenschaften und Informatik“.



der Datensammlung zur Veröffentlichung der Ergebnisse über die Entwicklung der Annotation- und Auswertungsmethodik, kann mit anderen, sich zeitgleich entwickelnden Forschungsarbeiten und -ressourcen in Verbindung gesetzt werden. Dies bedeutet, dass nicht nur Ergebnisse, sondern auch Arbeitsprozesse miteinander in Berührung kommen – und dies können sie entweder kooperativ oder konkurrierend tun.

Es wäre sicherlich ein Leichtes, hier zu schreiben, dass die Kultur der Digital Humanities eine Kultur der Kooperation im Gegensatz zur Kultur der Konkurrenz in den traditionellen Geisteswissenschaften ist. Doch das Damoklesschwert des Leistungsdrucks schwebt über Aller Köpfe. Nicht zuletzt die Höhe der Förderung, die in Forschungsvorhaben mit einer digitalen Dimension einfließt, macht aus der Digital-Humanities-Forschungsökonomie ein komplexes Gefüge von Kooperationen und Konkurrenzen, in dem darum gerungen wird, eine Verstärkung zu erreichen, die nicht zuletzt die Langzeitverfügbarkeit der Ergebnisse sichern kann. Diese Zuspitzung von Konkurrenzen im Sinne eines Ringens um Forschungsgelder lässt sich in Berlin in einem für die Hauptstadt noch erstaunlich niedrig ausgeprägtem Maße feststellen. Es bleibt zu hoffen, dass eine ausgeglichene Verteilung der Kompetenzen im digitalen Berlin, wie es zukünftig gestaltet wird, dazu führt, dass so wenig redundante Strukturen geschaffen werden wie möglich, dafür aber auf Synergien hin gearbeitet wird, in denen alle Kompetenzen ihren Platz finden.

So betrachtet lässt sich vielleicht am ehesten verstehen, warum die Digital Humanities als solche doch eine Existenzberechtigung haben: Durch die Verschiebung der disziplinären Identität vom Forschungsgegenstand oder -ergebnis hin zum Forschungsprozess ergeben sich Möglichkeiten des Dialogs unter den Disziplinen. Wer sich darauf einlässt, kann nun aus dem Erfahrungsschatz anderer Disziplinen schöpfen oder gar mehrere Forschungstraditionen zusammenführen. Transdisziplinarität ist dann nicht mehr nur eine schöne Lebenslüge für glänzende Post-Docs, die irgendwann nicht mehr in die Schublade einer bestimmten geisteswissenschaftlichen Disziplin nach deutschem Modell hineinpassen und auf das angelsächsische Ausland verwiesen werden, sondern eine Forschungsrealität, die für alle akademische Altersklassen gleichermaßen gilt und eine eigene Forschungskultur aus der Taufe heben kann.

12

II.3 Kommunikationskultur

Das dargestellte Verständnis von Forschungsfragen und -prozessen verweist auch auf die *Publikationsstrategien* als dritte Dimension der Digital Humanities. Die Möglichkeit, Synergien zu schaffen und kooperative Forschungsprozesse zu gestalten, kann sich faktisch nur dann von einer Vorherrschaft einer von individuellen Narrativen geprägten Deutungshoheit befreien, wenn sie sich selbst transparentere und flexiblere Kommunikationswege gibt als die Geisteswissenschaften in der Regel einsetzen.⁴³

Dieser Anspruch schlägt sich auf mehreren Ebenen nieder, auf denen sich strukturelle Hindernisse auftun. Eine erste Herausforderung macht die Zeit aus, die überhaupt benötigt wird, damit die Ergebnisse einer geisteswissenschaftlichen Forschungsarbeit der wissenschaftlichen Gemeinschaft

⁴³ Dazu und zur Brisanz der Thematik für die jüngere Forschergeneration, vgl. die Empfehlungen der European Research Foundation (http://www.esf/fileadmin/Public_documents/Publications/Changing_Publication_Cultures_Humanities.pdf) sowie den einschlägigen Beitrag von Claudine Moulin (<http://annotatio.hypotheses.org/303>).



zur Verfügung gestellt werden: Prozesse der Auswahl, der Korrektur, des Layouts dauern so lange, dass die Forschungsergebnisse kaum noch aktuell sind, wenn sie den wissenschaftlichen Markt erreichen (ganz vom Preis der Fachzeitschriften und der hoch angesehenen Monographien abgesehen). Die Möglichkeit, in einem solchen Arbeitszyklus mit ForscherInnen in Berührung zu kommen, mit denen fruchtbare Kooperationen denkbar wären, wird praktisch nur zeitversetzt gegeben: Es fließen hauptsächlich bereits erreichte Ergebnisse in eine Kooperation ein, nicht entstehende – also solche, die nur für das nächste Vorhaben einsetzbar sind. Das Arbeitsmodell der Digital Humanities braucht aber Formen der gegenseitigen wissenschaftlichen Wahrnehmbarkeit in einem frühen Stadium des Forschungsprozesses. So werden Daten, Verfahren, Fragen mit einander in Verbindung gebracht und potentiell breitflächiger fruchtbar gemacht.

Das ist nicht gleichbedeutend mit einer reduzierten Qualitätssicherung. Verfahren der Qualitätssicherung müssen sich vielmehr auf alle Stufen des Forschungsprozesses beziehen und damit wesentlich umfassender sein als es im analogen Bereich der Fall ist. Dies erfordert einschlägige Formen der Auswahl, der Korrektur, der Formatierung. Da ist Kreativität gefragt, denn die Vielfalt der Qualitätssicherungsaufgaben lässt sich nicht im Digitalen nach analogen Schemata bewältigen – sie sind zu zahlreich und vielfältig um von kleinen Gremien allein bewerkstelligt zu werden.

Getreu dem Motto „Publish first, filter later“ werden unterschiedliche Formen der Auswahl ausprobiert, die teilweise schon institutionalisiert sind. Dies kann vom Twittern eines guten wissenschaftlichen Blogposts⁴⁴ über die Zugänglichmachung einer Datenbank bis hin zur Veröffentlichung von Working Papers in einem institutionellen wissenschaftlichen Archiv gehen. Das Online-Journal DHNow sucht sich regelmäßig ein neues Editorengremium aus,⁴⁵ dessen Aufgabe darin besteht, eine wissenschaftlich relevante Auswahl an Digital-Humanities-Veröffentlichungen zu treffen. Doch selbst mit dem Einsatz solcher Verfahren, die die Sphäre derjenigen, die zur Auswahl berechtigt sind, breiter öffnet, bleibt die Menge der täglich neu erscheinenden Blogbeiträge und sonstigen online offen zugänglichen Ergebnisse so groß, dass es kaum möglich ist, allein die tägliche DHNow-Gesamtselektion zu lesen.

Über dieses Einzelbeispiel hinaus bleibt festzuhalten, dass es noch immer an Open-Access-Zeitschriften und entsprechenden Geschäftsmodellen fehlt, die es mit der Reputation von traditionellen Zeitschriften aufnehmen können.⁴⁶ Es fehlt an Kommunikationswegen, die die Bündelung von Fragestellungen fördern würden. Und es fehlt an ForscherInnengremien, die, ähnlich einer Zeitschriftenredaktion, digitale Ressourcen der nötigen konstruktiven Kritik unterziehen würden. Zugegebenermaßen wäre das Begutachtungsverfahren insofern anders zu gestalten, als eine digitale Ressource sich immer in der Entwicklung befindet und im Gegensatz zu einer abgeschlossenen Publikation wie einem Aufsatz nicht als finales Produkt zu begutachten wäre. Es müsste sich also ein dynamisches Begutachtungsverfahren zusammen mit der einschlägigen Plattform, der Kompetenz und den Bewertungskriterien etablieren, um digitalen Ressourcen die ihnen gebührende Sichtbarkeit zu gewährleisten. Damit wäre ein wichtiger Schritt für die Integration von Digital-Humanities-spezifischen Forschungsprozessen in die geisteswissenschaftliche Gemeinschaft getan.

⁴⁴ Diese Auswahlverfahren machen die Grundlage der editorischen Politik der wissenschaftlichen Blogplattform *hypotheses* aus; so etwa für die deutsche Seite die Redaktion: <http://de.hypotheses.org/redaktion>.

⁴⁵ Der Aufruf zur Mitarbeit ist hier zu finden: <http://digitalhumanitiesnow.org/editors-corner/volunteer/>.

⁴⁶ Mit diesen Fragen setzt sich insbesondere die AG Publikationen des DHd-Verbands auseinander. Erste Empfehlungen werden im März 2015 veröffentlicht.



So oder so: Selbst die zurückhaltendsten Fächer werden nicht um die Notwendigkeit herum kommen, sich mit den Methoden, den Fragestellungen, den Forschungsprozessen und den Publikationsstrategien der Digital Humanities auseinanderzusetzen. Sei es aus der Entwicklung der eigenen Forschung heraus oder aus pädagogischer Verantwortung gegenüber einer Generation von SchülerInnen und StudentInnen, die oft noch unentschieden und ratlos zwischen Computer und Bibliothek stehen: Die Frage, wie jedes Fach digitale Innovationen für sich fruchtbar macht, wird sich akut stellen. Digital Humanities haben bei Weitem nicht auf alle damit zusammenhängenden Fragen eine Antwort, aber die Gemeinschaft, die zu diesem wissenschaftlichen Abenteuer beiträgt, hat in den letzten Jahren Ansätze erarbeitet, die die einzelnen Fächer in diesen sich neu anbahnenden Konstellationen als Kompass nutzen können.

III. Kurzdarstellung des Inhalts dieses Bandes

Die Digital Humanities blicken auf eine vergleichsweise kurze Geschichte zurück, dennoch eine, die bereits erforschenswert ist.⁴⁷ Für Berlin wird der historische Rückblick, der hier skizziert wurde, ausreichen müssen, um die Realität einer solchen Geschichte auf der lokalen Ebene zu belegen und zu begründen, dass diese reflektiert werden kann und soll. In diesem Band stehen die Entwicklungen im Mittelpunkt, die in den letzten Jahren in diesem Bereich zu verzeichnen gewesen sind, insbesondere insofern als sie den wissenschaftlichen Habitus manch eines Geisteswissenschaftlers/einer Geisteswissenschaftlerin in der Hauptstadt verändert haben. Dargestellt werden soll die Bedeutung des digitalen Wandels in den unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Disziplinen und den damit zusammenhängenden Infrastrukturen, die sich mit Methoden, Fragen und Kommunikationswege der Digital Humanities beschäftigen.

Eine solche Darstellung kann sich nicht ausschließlich auf subjektive Eindrücke und bereits kanonisierte Publikationen berufen, sondern sie musste sich einer Auswahl an methodischen Mitteln bedienen, mit denen eine Reflektion der Fachgemeinschaft und ihrer Forschungstätigkeit möglich ist. So wurde für die Konzeption dieses Bandes insbesondere die Zielstellung formuliert, für zwei Themenbereiche exemplarisch eigene Daten in Form einer online-Umfrage sowie mittels Experteninterviews zu erheben. Damit war ebenfalls darauf abgezielt, ein genaueres Bild davon zu gewinnen, wer sich den Digital Humanities zugehörig fühlt, wie und warum. Die Präsentation und Auswertung dieser Umfragen nimmt auf den folgenden Seiten einen wichtigen Platz ein. Beide Erhebungen wurden durch die Förderung der Einstein Stiftung Berlin ermöglicht.

In beiden Fällen wird eine Datengrundlage aufbereitet, die Vergleiche mit anderen Situationen (entweder an anderen Orten oder in Berlin zu einem späteren Zeitpunkt) ermöglichen soll. Über die Darstellung der erhobenen Daten hinaus werden die Ergebnisse in diesem Band ausgewertet. Damit werden Richtungen und Impulse aufgezeigt, die sich insbesondere für die Hauptstadt abzeichnen. In der Auswertung der Experteninterviews zu Open Access mit neun Berliner und Brandenburger LeiterInnen von Forschungsinstitutionen wird der Akzent auf die Zukunft der Umsetzung von Open Access in Berlin gesetzt.

⁴⁷ Neben der knappen, teilweise anekdotischen Zusammenführung im Rahmen des Sonderheftes des Humboldt-Kosmos zu diesem Thema 2015 (<https://www.humboldt-foundation.de/web/kosmos-titelthema-102-5.html>) sei vor allem auf die Arbeiten von Julianne Nyhan (das Hidden-Histories-Projekt) hingewiesen: <https://hiddenhistories.omeka.net/>, und die Präsentation des Projektes im LLC-Journal: <http://dsh.oxfordjournals.org/content/30/1/71>.



Die zweite, im Rahmen der Realisierung dieses Bandes konzipierte, durchgeführte und hier einer ersten Auswertung unterzogene Umfrage nimmt nicht die Form von persönlichen Interviews mit ausgesuchten Leitungspersönlichkeiten an, sondern adressiert bewusst die breitestmögliche Masse der in Berlin und Brandenburg geisteswissenschaftlich tätigen ForscherInnen. Diese wurden durch ein anonymes online-Verfahren zu ihren Forschungspraktiken befragt.⁴⁸ Im Rahmen dieser Umfrage wurde speziell nach den im Rahmen der diversen Forschungstätigkeiten eingesetzten Softwares gefragt, mit dem Ziel, eine Kartographie der Tools, die in den Digital Humanities angewendet werden, realisieren zu können. Daraus ergab sich eine erstaunlich genaue Zisierung von Profilen an der Schnittstelle zwischen analogen und digitalen Geisteswissenschaften. Besonders interessant ist die auf dieser Datengrundlage gegebene Möglichkeit, die fließenden Übergänge zwischen beiden Bereichen nachzuvollziehen und die definitorischen Fragen durch die Methodik genauer auszuformulieren (vgl. Kapitel „Tools“ in diesem Band).

Die dritte Erhebung, deren Auswertung in Teilen in diesem Band erfolgt, wurde nicht eigens für diesen entwickelt, sondern im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes an der Humboldt-Universität zu Berlin durchgeführt.⁴⁹ Im Rahmen des Fu-Push-Projektes wurden WissenschaftlerInnen sowie InfrastrukturvertreterInnen aus geisteswissenschaftlichen Disziplinen nach Aspekten des (zukünftigen) wissenschaftlichen Publizierens und Kommunizierens befragt. Die Interviewergebnisse werden hier nicht in extenso wiedergegeben, sondern ausgewertet und kontextualisiert dargestellt. Diese Umfrage hat, im Gegensatz zu den ersten zwei genannten, ihren Fokus nicht auf Berliner Forschenden, sondern sie wurde deutschlandweit durchgeführt. Wie in der zweitgenannten Umfrage wird darüber hinaus hier nicht prinzipiell zwischen Digital Humanities und „traditionellen“ Geisteswissenschaften unterschieden, aber faktisch sind digital-affine WissenschaftlerInnen in beiden Analyserastern besonders stark repräsentiert.⁵⁰

Diese Umfragen liefern Datengrundlagen und Interpretationen. Sie haben jedoch nicht den Anspruch, endgültige Handlungsmuster festzuklopfen. Vielmehr sollen sie neue Denkipulse in der Frage nach dem Platz und der Bedeutung der Digital Humanities in Berlin erstmalig formulieren und zur Debatte stellen. Wie digital ist die Stadt schon, wo lässt sich Potential für weitere Entwicklungen identifizieren, welche Schwerpunkte ließen sich mit Blick auf die aktuelle Situation sinnvoll festlegen? Diese Einleitung hat bereits einige Ansätze formuliert, die den diesem Band vorangehenden Diskussionen Einiges zu verdanken haben.

Dieser Band spiegelt aber auch gezwungenermaßen das Disziplinenpektrum derjenigen wider, die zu diesem Unternehmen beizutragen bereit waren. Es wäre übertrieben zu behaupten, alle Aspekte der Berliner Digital Humanities kämen hier zur Sprache. Disziplinengetragene Untersuchungen sind hier

⁴⁸ Der Fragebogen war für TeilnehmerInnen anderer (Bundes)länder offen; die Einschränkung auf Berliner und Brandenburger ForscherInnen, die für die hiesige Auswertung berücksichtigt wurde, erfolgte über eine im Fragebogen eingebaute Frage. Der Fragebogen ist konsultierbar unter:

<https://ww2.unipark.de/uc/practices4humanities/>; das begleitende Blog unter: <https://practices4humanities.wordpress.com/>.

⁴⁹ Neben der Projektpräsentation auf der HU-Webseite (<https://www.ub.hu-berlin.de/de/ueber-uns/projekte/fu-push-1>) weist das Projekt eine vielfältige Online-Präsenz auf (vgl. <https://www2.hu-berlin.de/fupush/>). Insbesondere sei hier auf den Statement Finder als besonders interessante Kombination von Quellenverfügbarkeit, spielerischen Elementen und raffinierten Suchmechanismen hingewiesen: <https://www2.hu-berlin.de/fupush/statement-finder/#/statements>).

⁵⁰ Dazu, vgl. die Beiträge von Michael Kleinberg und Claudia Müller-Birn in diesem Band.



den durch den digitalen Wandel eingeleiteten epistemologischen Verschiebungen gewidmet. Sie sind aber bemüht, diese Fragen disziplinenübergreifend zu reflektieren. Ein wichtiger Schwerpunkt liegt in den Modellierungsvorschlägen, die das konzeptuelle Potential von Digital-Humanities-Ansätzen zeigen. Mit diesem epistemologischen Ansatz setzt sich dieser Band mit einer der derzeit aktuellsten selbstdefinitorischen Fragen der Digital Humanities auseinander. Die gezielte Reflexion über die eigenen Forschungsprozesse, soviel ist zumindest deutlich erkannt worden, ist zur unumgehbaren Voraussetzung für eine fruchtbare Weiterentwicklung geworden. Dass in Berlin das Forschungspotential gegeben ist, um einen solchen Neuanfang anzudenken, wird aus der Vielfalt, der Tiefe und zugleich dem Operationalisierungspotential der Konzepte deutlich, die im Kapitel „Epistemologie des Digitalen“ in diesem Band dargestellt werden.

Die Kapiteinteilung wurde mit dem Ziel konzipiert, dieser Vielfalt gerecht zu werden und den LeserInnen in der heutigen DH-Landschaft in Berlin Orientierung zu verschaffen. Das erste Kapitel ist dem wissenschaftspolitisch zentralen Thema des Open Access gewidmet; im Mittelpunkt steht die erwähnte Open-Access-Umfrage in Form von Experteninterviews, deren Text hier in extenso wiedergegeben wird. Diese Umfrage wird von einer Reihe von weiterführenden Analysen flankiert, die insbesondere darauf hin arbeiten, die Digital Humanities aus der Schublade des „esoterischen“ Faches herauszuholen (so E. Steinhauer in diesem Band) und die Bedingungen auszuloten, unter denen sie in der heutigen Wissenschaftslandschaft tragend werden können.

Das zweite Kapitel, „Epistemologie des Digitalen“ betitelt, lotet in einer Reihe von Aufsätzen Modelle des digitalen Wandels in unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Bereichen aus. Ohne die Forschungspraxis ganz aus den Augen zu verlieren geht es in diesem Kapitel darum, eine Reflexion über die Fächergrenzen hinaus zu entwickeln. Diese theoretisch angelegten Beiträge gehen auf solche Fragen ein wie die der Adäquatheit von Methoden und Objekten (Tschida, Schelbert, Roth) oder der Definition von Tätigkeiten in der Forschung (Tschida, Roth, aber auch Müller-Birn im Kapitel „Tools“). Sie setzen sich dabei mit so zentralen Begriffen auseinander wie der Kanon (Kaden, Tschida) oder das Modell (Schelbert) und zeigen, wie solche Begriffe für unser Verständnis der Digital Humanities – und das, was sie werden – fruchtbar gemacht werden können.

Das dritte Kapitel enthält eine ausführliche Auswertung des Fragebogens zu Forschungspraxis und Softwareeinsatz in den Geisteswissenschaften, mit Fokus auf Berlin und Brandenburg. Im vierten Kapitel sind kürzere Erfahrungsberichte aus Berlin-spezifischen Digital-Humanities-Formaten versammelt. Die angesprochenen Institutionen und Vorhaben mit Berliner Verankerung und internationaler Sichtbarkeit haben sich im Kontext dieses Kapitels auf die vom Einstein-Zirkel Digital Humanities formulierten Fragen dankenswerterweise eingelassen. Damit liefern diese Beiträge ein pragmatisches Pendant zum vorangehenden, theoretisch angelegten Kapitel zur „Epistemologie des Digitalen“.

Den Abschluss macht die Übersetzung eines kleinen Essays von Dirk Van Hulle zu digital born Quellen, die den Bogen zur Gebietserweiterung der Digitalisierung, die zu Beginn dieser Einleitung erwähnt wurde, schließt. Damit weisen alle Beiträge, sei es über ihre Autoren, ihre Themen, ihren institutionellen Entstehungskontext, einen Bezug zu Berlin auf, und zeugen von der Vielfalt der Tätigkeit und der Akteure in der Digital-Humanities-Landschaft in der Hauptstadt.



Dieser Band entsprang einer kollektiven Reflexion und enthält Spuren der widersprüchlichen Positionen, die den Einstein-Zirkel Digital Humanities in seinen zwei Förderjahren charakterisiert haben. Er ist als eine gemeinschaftliche Arbeit zu betrachten, die ihre Qualität und ihre Vielfalt dem Einsatz Vieler zu verdanken hat – und so seien an dieser Stelle den Mitgliedern des Einstein-Zirkels Digital Humanities sowie der wissenschaftlichen Hilfskraft, die unsere Arbeiten begleitet und koordiniert hat, Melanie Siemund (Seltmann), herzlichst gedankt.

Dieser Band will inspirieren, zur Selbstkritik einladen, zur Reflexion animieren und neue Wege der Diskussion öffnen. Der Einstein Stiftung Berlin sei für die großzügige Förderung gedankt, die ein solches Vorhaben hat zustande kommen lassen – für die Wissenschaft, und für Berlin.